

Frauen im kirchlichen Dienst?

Seit Jahrzehnten schieben die Verantwortlichen die Prüfung einer möglichen Wiedereinführung der Weihe von Diakoninnen vor sich her¹. Das Thema „Priesteramt der Frau“ wird – trotz des päpstlichen Appells, das Gespräch darüber zu beenden – weiterhin kontrovers diskutiert². Aber viele hundert theologisch hervorragend ausgebildete Frauen in unserem Land tun mit bischöflicher Sendung hauptamtlich seelsorglichen Dienst in Gemeinden, Dekanaten, Bistümern und Verbänden. Die folgenden Erwägungen wollen über den existentiellen Anspruch und die geistliche Wirklichkeit dieser Tatsache nachdenken. Wie sehr haben wir alle nötig, daß wir uns gegenseitig ermutigen in dem Versuch, im Geist Jesu Christi zu leben und zu arbeiten. Wie sehr tut uns allen gut, wenn wir uns miteinander der Verheißungen vergewissern können, die uns geschenkt sind – der Zusagen Gottes, er werde die geheime Verlockung und die treibende Kraft unserer gläubigen Existenz sein.

Aber so einleuchtend und stimmig, so scheinbar friedlich geht es ja keineswegs zu bei der zu bedenkenden Tatsache und ihrem geschichtlichen Hintergrund: der Beauftragung von Frauen mit einem kirchlichen Amt. Was ist hier auf jeden Fall zur Sprache zu bringen, was ist aufzuarbeiten, was sollte nicht verschwiegen werden, was wäre neu zu betonen, was müssen wir gemeinsam wiederentdecken? Ich will einige Ausschnitte unserer kirchlichen Lebenswirklichkeit anleuchten, gewissermaßen Punktstrahler auf einige wichtige Fakten der Vergangenheit und Gegenwart lenken, um uns nachdenklich zu machen und im Endeffekt hoffentlich auch zuversichtlich. Ich stelle dazu drei Fragen und versuche, jeweils Elemente einer vorläufigen Antwort anzubieten. Erstens: Wie reden Männer über Frauen? Zweitens: Haben wir die Lektüre der Paulusbriefe vernachlässigt? Drittens: Wie halten wir es mit dem Fußwaschen?

I. Wie reden Männer über Frauen?

Kirchenmänner meine ich natürlich. Vermutlich fällt vielen sofort Thomas von Aquin ein, weil er frauendiskriminierende Äußerungen getan hat, die bis in unser Jahrhundert hinein wirksam sind. Thomas war zwar zu seiner Zeit heftig umstritten und entging nur knapp einem Entzug der Lehrerlaubnis und der Zensurierung als Häretiker. Er wurde aber im ausgehenden 19. Jahrhundert in gera-

dezu emphatischer Weise als „Doctor angelicus“ auch in seinen philosophischen Grundthesen für den Unterricht an allen kirchlichen Lehranstalten der Theologie vorgeschrieben³. Hier nun belehren uns die Fachleute: „Von drei Dingen hat Thomas von Aquin nichts verstanden: von der Kunst, von Kindern – und von Frauen! Das ist rundherum wahr“, schreibt Otto Hermann Pesch über den Kirchenlehrer:

„Die Frau‘ ist für Thomas kein Thema. Trotzdem hat er dazu natürlich eine Meinung – auch wenn es weithin nichts als die Meinung seiner Zeit, zumindest der Theologen-Zunft seiner Zeit ist. Äußerungen dieser Meinung finden sich aber nicht als zusammenhängende Darstellung, sondern verstreut über das ganze Werk. Oft sind es nicht mehr als Nebensätze. Man muß das Bild des Thomas von der Frau und ihrem Verhältnis zum Mann nicht nur wie ein Mosaik zusammensetzen, man muß erst einmal die zugehörigen Steinchen von allen Ecken und Enden zusammensuchen.“⁴

Aber das Mosaik, das auf diese Weise entsteht, läßt sich in der horrenden Behauptung zusammenfassen: Das männliche Geschlecht ist „nobilior“, vornehmer, edler als das weibliche, denn eine Frau ist im Grund genommen ein – durch bestimmte äußere Einflüsse bei der Zeugung – verhinderter Mann. Wo hat Thomas, wo haben die anderen mittelalterlichen Theologen, die genauso reden, diesen Unfug her? „Sicut dicit philosophus!“ – die zitierte Autorität ist Aristoteles, dessen philosophisches Gesamtwerk die Intellektuellen des 13. Jahrhunderts geradezu faszinierte, als es auf dem geographischen und sprachlichen Umweg über das islamisch-arabische Nordafrika in das Abendland eindrang. Die Auffassung von der Zeugung eines Menschen in den naturphilosophischen Schriften des Aristoteles (die immerhin erst im 19. Jahrhundert naturwissenschaftlich korrigiert wurde), behauptet genau diese Wertung, die eine Abwertung darstellt. Die Frau ist ein nicht zustandegekommener Mann und daher von nachgeordneter Wertigkeit. Diese naturwissenschaftlich gemeinte Feststellung wird in einem von Männern geprägten soziokulturellen Umfeld dann auch bestimmend für die Auslegung einschlägiger Bibelstellen. Aber es ist ganz eindeutig, wer hier wem auf den Leim geht. Der Kirchenhistoriker Isnard Frank schreibt:

So kann man sagen, „daß das Bild der Frau bei den mittelalterlichen Theologen um so negativer gezeichnet wird, je näher sie zur zeitgenössischen Naturwissenschaft stehen und je stärker sie von der entsprechenden Naturphilosophie beeinflusst sind“⁵.

Es ist bedrückend zu sehen, wie auf diese Weise die eindeutigen Aussagen der Bibel zur Würde und zur Gleichrangigkeit der Frau vergessen, verdrängt oder mißdeutet werden.

Es lohnt sich, bei dieser Erkenntnis einen Moment innezuhalten und ihre bleibende Relevanz anzusprechen. Wenn Thomas das aristotelische Axiom von der Natur der Frau als eines verhinderten und verunglückten Mannes „als naturwissenschaftlich gesicherte und naturphilosophisch einsichtige Aussage verstanden und für seine philosophischen und theologischen Überlegungen über das Ver-

hältnis von Mann und Frau als Ausgangspunkt verwendet“⁶ hat, dann zeigt sich an dieser ganz offensichtlich mißlungenen Übernahme (damals) zeitgenössischer Humanwissenschaft, wie anspruchsvoll die Aufgabe einer sachgerechten theologischen Anthropologie ist und bleibt.

Tatsächlich ist es für theologische Arbeit notwendig, sorgfältig zu achten auf das, was die anderen Wissenschaften über „den Menschen“ ausmachen. Gerade in unseren Tagen sollte eine Phase des Hörens auf dortige Erkenntnisse an die Stelle unseres vorschnellen Redens und Belehrens treten. Aber offensichtlich darf das nie so geschehen, daß die spezifischen Reichtümer des biblischen Menschenbildes dabei verdrängt oder vergessen würden. Hier geht es um eine methodische und auch inhaltliche Gratwanderung, die sowohl Mut erfordert als auch Schwindelfreiheit.

Von daher ist es vielleicht ein bißchen verständlich, wenn auch wenig hilfreich, daß manche Kirchenmänner an dieser Stelle immer noch mit Skepsis und Abwehr reagieren, daß immer noch Ängste an die Stelle von Argumenten treten, daß Hinweise auf Stimmen eines „extremen Feminismus“, wie es heißt, faktisch dazu dienen, der notwendigen offensiven Gewissenserforschung auszuweichen. Wenn die völlige Unzulänglichkeit der bisherigen Behandlung dieser Grundlagenproblematik – Gleichwertigkeit der Geschlechter, Wesen der Frau, Rolle der Frauen in der Kirche – unmißverständlich ausgesprochen wird, ist das weder Nestbeschmutzung noch böswillige Verunsicherung von Gutgläubigen. Denn auch im Blick auf die Aufarbeitung dieser fatalen Geschichte gilt, was die Würzburger Synode gesagt hat:

„Wenn wir uns kritisch gegen uns selbst wenden, dann nicht, weil wir einem modischen Kritizismus huldigen, sondern weil wir die Größe und Unbezwingbarkeit unserer Hoffnung nicht schmälern wollen. Wir Christen hoffen ja nicht auf uns selber, und darum brauchen wir auch unsere eigene Gegenwart und unsere eigene Geschichte nicht immer wieder zu halbieren und stets nur die Sonnenseite vorzuzeigen, wie es jene Ideologien tun, die keine andere Hoffnung haben als die auf sich selbst. In diesem Sinne ist die Bereitschaft zur Selbstkritik ein Zeugnis unserer spezifisch christlichen Hoffnung.“⁷

Gerade in einer Phase anscheinend zunehmender binnenkirchlicher Ängstlichkeit täten wir gut daran, uns an dieses Argument aus dem Glaubensbekenntnis der Synode von 1975 zu erinnern.

Der Reichtum der Bibel

Die konkrete Arbeit in diesen Themenfeldern ist allerdings komplizierter, als es auf Anhieb scheint. Ich sprach eben von den Reichtümern des biblischen Menschenbildes. Aber in den heiligen Schriften des jüdisch-christlichen Glaubens, in der Bibel, werden uns ja auch ziemlich unverdauliche Brocken vorgesetzt. Eine

ganz fatale Wirkungsgeschichte hat zum Beispiel jener freche Satz des zur jüdischen Weisheitsliteratur zählenden Buches Jesus Sirach, der in keiner neuscholastischen Darstellung der Anfänge der Menschheit fehlt (in Büchern des 19. und 20. Jahrhunderts wohlgemerkt!): „Von einer Frau nahm die Sünde ihren Anfang, ihretwegen müssen wir alle sterben!“ (Sir 25, 24). Da ahnen wir also, wo der am Ende des ersten Jahrhunderts verfaßte christliche erste Timotheusbrief seine Weisheit her hat, wenn er vollmundig formuliert: „Denn zuerst wurde Adam erschaffen, danach Eva. Und nicht Adam wurde verführt, sondern die Frau ließ sich verführen und übertrat das Gebot“ (1 Tim 2, 11-14). Worte der Heiligen Schrift. Gottes Wort im Menschenwort? Wie gehen wir mit solchen Sätzen verantwortlich um?

Hier geht es offensichtlich um das rechte Verständnis der Schöpfungsgeschichten der Bibel. Die Wahrnehmung, wie die Zeugnisse des israelitischen Jahweglaubens aus einem farbigen, ereignisreichen geschichtlichen Prozeß der Gotteserfahrung und Selbsterfahrung des Volkes herauswachsen, ist eine faszinierende Sache. Die Ergebnisse der genauen historischen Erforschung der biblischen Texte und der israelitischen Geschichte sind wichtig und hilfreich gerade auch für die richtige Interpretation der ersten Kapitel des Buchs Genesis.

Der ältere Text, die sogenannte jahwistische Schöpfungsgeschichte – entstanden in der Zeit Davids und Salomos im zehnten und neunten Jahrhundert v. Chr., in plastischer Bildersprache aus sehr alten Überlieferungselementen zusammengestellt von einem hochsensiblen Theologen, der uns namentlich nicht bekannt ist – steht jetzt an zweiter Stelle. Auf zwei Akzente, die er setzt, möchte ich aufmerksam machen. In Gen 2, 18 heißt es: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein bleibt. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht“, wörtlich: „eine Hilfe ihm gegenüber“, eine Existenzhilfe, eine Partnerin, notwendig zum Leben. Einen zweiten eindrucklichen Akzent in diesem frühen Text setzt das Bild von der Rippe in Gen 2, 21. Das Wort, das meistens mit Rippe übersetzt wird, klingt für semitische Ohren offener: Bauelement, Bauteil, Stützelement, Konstruktionselement. Karl Rahner hat einmal gesagt, dieses sprachliche Bild, die Frau aus der Rippe des Mannes genommen, würden wir vermutlich so ausdrücken: Sie ist aus dem gleichen Holz geschnitzt wie er. Deshalb heißt es in Gen 2, 24 nicht von ungefähr: Diese ist nun wirklich Fleisch von meinem Fleisch, Gebein von meinem Gebein. Die religionsgeschichtliche Forschung sagt: Im Umfeld Israels gebe es manche Weltschöpfungs- und Menschenschöpfungserzählungen; aber diese dezierte Erschaffung der Frau als einer zum Leben notwendigen gleichwertigen Partnerin sei im Vorderen Orient einmalig.

Die gut 500 Jahre später verfaßte sogenannte priesterschriftliche Schöpfungserzählung, die jetzt am Anfang des Buchs Genesis steht, die uns mit dem bekannten Sechs-Tage-Schema vor allem aus den Lesungen der Osternacht vertraut ist, verstärkt die Aussagen des frühen Berichts. Auch im Blick auf diesen

Text möchte ich zwei Akzente hervorheben. In der durchdachten priesterschriftlichen Überlieferung ist „adam“ der von der „adamah“, der Erde genommene Erdling, Ackerling, der Mensch, immer Gattungsbezeichnung, nie individueller Name. Gen 1, 27: „Gott schuf also den Menschen als sein Abbild, als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie.“ Von unserem Sprachgefühl her wäre es auch möglich, an dieser Stelle zu sagen: Männlich und weiblich schuf er ihn, den Menschen. Das Hebräische gebraucht hier den Plural. Auch die folgende Aufgabenstellung an die Menschen ist im Plural formuliert: „Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar, vermehrt euch, bevölkert die Erde“ (Gen 1, 28). Aber es ist ganz eindeutig, daß in diesen Aussagen eine Generalisierung und Formalisierung der Zweigeschlechtlichkeit von Menschsein geschieht: Der Mensch – die Menschen – das sind: Mann und Frau.

An einen zweiten interessanten Aspekt möchte ich erinnern. Das Gegenübersein in dem alten Text, die Frau, eine „Hilfe ihm gegenüber“, wird aufgegriffen und theologisch vertieft. Es ist auffällig, wie eng die Rede von der Zweigeschlechtlichkeit des „adam“, des Menschen und die Gottebenbildlichkeit sprachlich miteinander verbunden sind. Dreimal heißt es knapp hintereinander: Menschen sind eine Art Abbild Gottes, so wie Menschen sind, männlich und weiblich. Mehrfach ist von Theologen unseres Jahrhunderts, von Karl Barth⁸ etwa und von Claus Westermann in seinem Genesiskommentar⁹, auf diesen Zusammenhang hingewiesen worden. Gegenübersein, Miteinandersein, Füreinandersein, personale Communio, gelungene Gemeinschaft: Genau das ist Bild Gottes. Nicht das Individuum je für sich betrachtet, sondern die Gemeinschaft der Menschen spiegelt das dynamische Gegenüber und Miteinander in Gott selbst, der die Liebe ist. Der tiefste Sinn von Existenz ist „relatio“: Beziehung. Von solchen Ansätzen her ist es nicht verwunderlich, daß im sogenannten Alten Testament, dem Ersten Testament, aufs Ganze gesehen von Ehe und Geschlechtlichkeit sehr unbefangen und positiv geredet wird.

Aber im Lauf der Jahrhunderte jüdischer Glaubensgeschichte kommen diese Genesistexte in ein ganz schiefes Licht. Gegen Ende des Jahrtausends v. Chr., in der Zeit Jesu und in dem Jahrhundert danach geschieht in frommen Romanen mit frühen Glaubenstexten eine ganz eigenartige Erotisierung und Dämonisierung. Bei der Ausmalung biblischer Szenen wird die lüstern erotisch beschriebene Schönheit der Frau, ihre Gestalt, ihre Kleidung, ihr Schmuck, ihre Haartracht dämonisiert, als vom Bösen und zum Bösen führend schlecht gemacht.

Verfremdungen und Verfälschungen

Höchstwahrscheinlich im ersten Jahrhundert n. Chr., also etwa parallel zur Entstehung des Neuen Testaments, wird ein Roman verfaßt, der auch von Christen offenbar eifrig gelesen wurde (jedenfalls sind uns davon nur christlich bearbeitete

te Abschriften überliefert), eine religiöse Erbauungsschrift mit dem Titel „Die Testamente der zwölf Patriarchen, der Söhne Jakobs“¹⁰. Darin kommentiert Ruben, der älteste Sohn Jakobs, sein Vergehen an der Nebenfrau seines Vaters. Im Buch Genesis in der Bibel heißt es knapp: „Während Israel in jenem Land wohnte, ging Ruben hin und schlief mit Bilha, der Nebenfrau seines Vaters“ (Gen 35, 22). Die breite erotisierende Ausmalung dieses knappen biblischen Textes in dem sich fromm gebenden Erbauungsroman ist der Gipfel männlicher Unverfrorenheit und Frechheit: Die Frau badet in einem abgeschirmten Bereich, wo Ruben sie unerlaubterweise beäugt. Sie liegt schlafend in ihrem Gemach, als er über sie herfällt. Aber seine Quintessenz: Die Frau ist schuld, denn ihre Schönheit hat mich hingerissen. Und seine anschließende unverschämte Mahnung an seine Söhne wörtlich:

„Schlecht sind die Frauen, meine Kinder. ... Wen sie nicht mit Gewalt bezwingen, den bezwingen sie durch Betrug. ... Im Herzen hegen sie tückische Anschläge gegen die Männer, und durch den Schmuck verwirren sie zuerst ihre Gedanken, und durch ihren Blick streuen sie das Gift ein und dann nehmen sie sie durch die Tat gefangen.“¹¹

Ein starkes Stück – zu lesen etwa zeitgleich mit dem ersten Korintherbrief und dem ersten Timotheusbrief. Besonders raffiniert geht jener Autor vor, der hinter einer Geschichtensammlung mit dem Titel „Das Leben Adams und Evas“ steht, einer jüdischen Sammlung, vermutlich aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, die später ebenfalls für Christen bearbeitet worden ist. Darin wird nämlich die negative Einschätzung der Frau Eva selbst in den Mund gelegt:

„Du Adam darfst leben, denn du hast weder die erste noch die zweite Übertretung begangen; ich aber habe übertreten und bin verführt worden, denn ich habe Gottes Gebot nicht gehalten!“¹²

Diese verdrehte Auslegung von Gen 3 lag offenbar in der Luft, und genau sie kommt teilweise ins Neue Testament: „Auch sollen die Frauen sich anständig, bescheiden und zurückhaltend kleiden; nicht Haartracht, Gold, Perlen oder kostbare Kleider seien ihr Schmuck, sondern gute Werke. Daß eine Frau lehrt, erlaube ich nicht, auch nicht, daß sie über ihren Mann herrscht; sie soll sich still verhalten. Denn zuerst wurde Adam erschaffen, danach Eva. Und nicht Adam wurde verführt, sondern die Frau ließ sich verführen und übertrat das Gebot“ (1 Tim 2, 9-14). „Hier wird“, darauf hat Helen Schüngel-Straumann mehrfach hingewiesen, „die Frau als zweiter geschaffen vorgestellt, aber als einzig verführt, somit erstklassig in der Sündenordnung, aber zweitklassig in der Schöpfungsordnung.“¹³ Aus einer zeitlichen Reihenfolge wird eine Wertung: eine Abwertung, und die Verführungsaussage trifft eine Auswahl aus Gen 3, die nicht nur dem Text des Jahwisten nicht entspricht, sondern ihm eindeutig widerspricht.

Das theologische Problem, vor dem wir hier stehen, ist damit deutlich geworden. Fehlentwicklungen, Abwege innerhalb der Glaubensüberlieferung hat es lei-

der in der Geschichte der Christenheit immer wieder gegeben. Kirchenreformbestrebungen und Lehrstreitigkeiten laufen durch die Jahrhunderte. Als Maßstab der Erneuerung gilt dabei immer das Wort Gottes, die Heilige Schrift. Hier aber zeigt sich das Problem der Verfremdung und Verfälschung innerhalb des biblischen Kanons, der Richtschnur des Glaubens. Wie ist das mit der Maßstäblichkeit? Gerade weil wir die Heilige Schrift ernstnehmen wollen als konkrete Gestalt des Wortes Gottes, stehen wir hier – und es gibt ja ähnliche Phänomene im gleichen Themenfeld wie auch in anderer Thematik – vor einem echten Problem.

Die Schriften der Bibel sind – das hat die Forschung der letzten 200 Jahre eindringlich vor Augen gestellt, eine Sammlung von Texten, die je auf ihre Weise einen jahrtausendlangen Prozeß der Glaubenserfahrung und Glaubensüberlieferung spiegeln und dokumentieren. Alte Elemente werden ergänzt, neu kombiniert, nicht ausgeschieden, sondern weitertradiert. Aber neben weiterführenden Erkenntnissen zeigen sich auch Verengungen, Verzerrungen, Umakzentuierungen. Wir müssen nicht nur die einzelnen Teile wahrnehmen, sondern diese als Teile eines Ganzen verstehen und auslegen, d. h. wir müssen den Prozeß als solchen beim Hören und Auslegen ernstnehmen.

Sünde und Schwäche der Menschen werden in der Bibel also nicht nur in Geschichten erzählt, beklagt und bestraft, sondern sie werden erkennbar auch in solchen innerbiblischen Fehlentwicklungen und Fehlinterpretationen. Hier stellt sich allerdings sofort die Frage: Wer ist in der Lage, das zu erkennen und zu beurteilen? Wir stoßen unmittelbar auf das Phänomen der Überlieferungsgemeinschaft des Glaubens, auf die hörenden, glaubenden, auslegenden Menschen, die diese heiligen Schriften als die für sie verbindlichen Urkunden des Glaubens annehmen und zu verstehen suchen. Einbindung schwieriger Stellen in das Ganze der Heiligen Schrift bedeutet also immer auch Einbindung in eine gemeinsam verantwortete Auslegung der Texte innerhalb der Überlieferungsgemeinschaft Kirche. Die Notwendigkeit einer angemessenen Schriftauslegung ist theoretisch leichter zu beschreiben als praktisch zu realisieren! Denn es geht um einen dem Geist Gottes geöffneten, geistgeleiteten Diskurs des gemeinsamen Glaubens. Es geht um eine Vergewisserung der Kirche über das gottgeschenkte Wort des Heils, das – historisch gesprochen – in seinen konkreten Zeugnissen aus dem Verkündigungshandeln der Glaubensgemeinschaft herausgewachsen ist und zusammengestellt wurde, das insofern also ein Buch des Volkes Israel, ein Buch der Kirche Jesu Christi genannt werden kann und muß, das in seiner äußeren Gestalt aus Menschenworten gebildet ist mit all den Bedingtheiten und Grenzen, die dem menschlichen Wort anhaften. Es geht um das Wort des Heils, das – theologisch gesprochen – von Gott auf uns zukommt, Gehör und Gehorsam verlangt, vorgegeben ist und unserer Verfügung insofern entzogen ist, das sorgsam ausgelegt werden muß und stets neu zu Gehör gebracht werden muß. Gefordert ist dabei

gewiß der Sachverstand der Theologen, der Exegeten, der Historiker, der Sprachgelehrten, gefordert ist die besondere Verantwortung der Amtsträger insgesamt. Gefordert ist vor allem auch der Glaubenssinn aller Gläubigen. Er ist, wie das letzte Konzil gesagt hat, der Raum, die Basis, das Medium der rechten Schriftauslegung. Das alles heißt aber nun auch: Unser Hören und Verstehenwollen der Heiligen Schrift, unser Glaubenssinn, unser gläubiges Bewußtsein ist eingebettet in unser konkretes Leben, in unser Miteinander, in unseren Versuch, lebendige geisterfüllte Kirche Jesu Christi zu sein. Anders gesagt: Unsere konkrete Art zu leben hat unmittelbar zu tun mit unserer Hörfähigkeit, mit unserer Sensibilität gegenüber dem Wort Gottes, seinem Anspruch und seiner Weisung.

Hier gewinnt der unlösliche Zusammenhang von Erkenntnis und Interesse, auf den vor Jahren Jürgen Habermas eindringlich hingewiesen hat, entscheidende Bedeutung. Unsere persönlichen Optionen, die Gewohnheiten und Grundtendenzen in unseren Gemeinden, auch eingefahrene theologische Thesen der Vergangenheit, auch das Bemühen um Erhalt bestimmter Positionen und Einflusssphären – aber natürlich auch die erneuerte radikale Bereitschaft, Jesu zentrales Anliegen ernstzunehmen und zu realisieren, nämlich: einander anzunehmen und beizustehen, einander die Lasten zu tragen, die Würde eines jeden Menschen zu achten, das Charisma eines jeden und einer jeden Getauften gelten zu lassen und zum Zuge kommen zu lassen, also die Art und Weise, wie wir miteinander umgehen, bestimmen entscheidend auch unsere Fähigkeit, die entsprechenden Passagen der Heiligen Schrift im Geist des erhöhten Herrn zu hören, zu lesen, zu verstehen. Es besteht eine erstaunliche Wechselwirkung zwischen Lebenwollen und Hörenkönnen, zwischen unserem konkreten Umgang miteinander und dem rechten Verständnis spannungsreicher und gegensätzlicher Passagen in dem überlieferten Gotteswort der Heiligen Schrift.

II. Ihr seid alle Geistliche

Die zweite Frage, die wir uns stellen müssen, lautet: Haben wir die Lektüre der Paulusbriefe sträflich vernachlässigt? Welche Denk- und Lebensgewohnheiten haben uns daran gehindert, seine Texte gründlich und ganz zu lesen? „Ihr alle seid Geistliche!“, ist uns bewußt, daß Paulus mit dieser Aussage uns alle meint, Männer und Frauen? Der Ausdruck „die Herren Geistlichen“ ist uns allen sehr geläufig als ein anderer Name für den Klerus. „Die Damen Geistlichen“ ist dagegen eine Formulierung, die uns eher zum Lachen reizt. Ist das nicht eher ein Grund zum Weinen, wenn uns dieser Gedanke skurril vorkommt? Der frühere Tübinger Neutestamentler Karl Hermann Schelkle hat während des Zweiten Vatikanischen Konzils ein Büchlein geschrieben mit dem Titel „Ihr alle seid Geistliche“, um diese Sichtweise und Sprechweise des Apostels Paulus wieder

zurückzugewinnen¹⁴. Natürlich gab es geschichtliche Gründe für die Sprachverengung. Eine wichtige Ursache für diese Form von Geistvergangenheit war gewiß die Tatsache, daß es seit Kaiser Konstantin schick und opportun wurde, Christ zu sein, so daß in die Kirche der Bekenner und Märtyrer die heidnischen Massen einströmten. Diejenigen nun, die wirklich aus dem Geist Christi zu leben versuchten, zogen sich vielfach aus den Städten in die Einöde oder in Klöster zurück und verstanden sich als die „pneumatikoi“, als die Geistlichen, Mönche und später Kleriker.

Die Urkirche, die neutestamentliche Kirche insgesamt sprach eine andere Sprache, weil sie aus einem anderen Selbstbewußtsein lebte: Alle Christen, alle Männer und Frauen, alle Getauften sind mit Gottes heiligem Geist begabt und erfüllt. Deshalb müssen und können alle Christen „pneumatikoi“, Geistliche heißen.

An die Mitglieder der Gemeinde in Korinth kann Paulus deshalb schreiben: „Davon reden wir auch, nicht mit Worten, wie menschliche Weisheit sie lehrt, sondern wie der Geist sie lehrt, indem wir den Geisterfüllten das Wirken des Geistes deuten“ (1 Kor 2, 13). „Ihr, die ihr vom Geist erfüllt seid,“ – gemeint sind alle Gemeindemitglieder – „sollt ihn im Geist der Sanftmut wieder auf den rechten Weg bringen“ (Gal 6, 1), wenn einer sich schwer verfehlt hat, schreibt er nach Galatien. Für Paulus und seine Christismystik sind die Ausdrücke „in Christus leben“ und „im Geist leben“ austauschbar. Denn die Christuswirklichkeit ist die Geistwirklichkeit und umgekehrt. Im Heiligen Geist, in der Ergriffenheit durch die überwältigende Liebe Gottes, werden wir alle in das besondere Vertrauensverhältnis Jesu zum Vater einbezogen.

Das macht Paulus im vierten Kapitel des Galaterbriefs deutlich, wo er eine alte Verkündigungsformel übernimmt und durch die Rede vom Geist ergänzt. Die alte Sendungsformel ist uns vertraut und in der Advents- und Weihnachtszeit besonders nah: „Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau und dem Gesetz unterstellt, damit er die freikaufe, die unter dem Gesetz stehen und damit wir die Sohnschaft erlangen“ (Gal 4, 4). Hier fügt nun Paulus den begründenden Satz an: „Sandte (doch) Gott den Geist seines Sohnes in unser Herz, den Geist, der (in uns) ruft: Abba, Vater“ (Gal 4, 6). Ähnlich argumentiert er im achten Kapitel des Römerbriefs: „Ihr habt den Geist empfangen, der euch zu Söhnen (und Töchtern) macht, den Geist, in dem wir rufen Abba, Vater“ (Röm 8, 15). Unser Verhältnis zu Jesus Christus und zu Gott, dem Vater, ist eine Liebesbeziehung, die exakt mit dem beschrieben werden kann, was die Bibel „ruach“, „pneuma“: Geist nennt. Es ist also urchristliche Überzeugung, daß der erhöhte, lebendige Christus, der Vollendete, im Geist, als Geist unter uns, in uns lebt und bleibend wirksam ist.

Christusbekenntnis, Christusgemeinschaft ist immer Geistwirklichkeit. Allen ist der Geist verheißen; das zeigte sich schon in der gläubigen Erwartung der Vor-

fahren Jesu: „Denn ich gieße Wasser auf den dürstenden Boden ... ich gieße meinen Segen über deine Kinder“ (Jes 44, 3), heißt es beim Propheten Jesaja. In der Pfingstpredigt, die uns Lukas in seiner Apostelgeschichte überliefert (vgl. Apg 2, 17-21), bekennt Petrus, daß sich nun die Verheißung erfüllt hat, die beim Propheten Joël geschrieben steht: „Danach aber wird es geschehen, daß ich meinen Geist ausgieße über alles Fleisch. Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein, eure Alten werden Träume haben, und eure jungen Männer haben Visionen. Auch über Knechte und Mägde werde ich meinen Geist ausgießen in jenen Tagen. Ich werde wunderbare Zeichen wirken am Himmel und auf der Erde“ (Joël 3, 1-3).

Mit Blick auf die Taufe, das große Glaubenszeichen, das in das Schicksal Jesu einpflanzt und in die Gemeinde seiner Jünger und Jüngerinnen aufnimmt, schreibt Paulus: „Durch den einen Geist wurden wir in der Taufe alle in einen einzigen Leib aufgenommen, ... und alle wurden wir mit dem einen Geist getränkt“ (1 Kor 12, 13). Es zählt zu den großen theologischen Leistungen des Paulus, daß er die Geistbegabung nicht als außergewöhnliche Ausnahme versteht, sondern als das Kennzeichen der gläubigen Existenz, grundlegend für Christsein überhaupt. Jeder gläubige Mann, jede gläubige Frau ist mit dem Geist besiegelt, durch den Geist in Dienst genommen und befähigt, am Leben der Kirche verantwortlich mitzuwirken. Gewiß so, das sieht Paulus sehr realistisch, daß nicht jeder alles kann, aber auch nicht einer alles, sondern jeder und jede das tut, zu dem sie gesandt und befähigt sind. Jeder Christ hat sein Charisma, jede gläubige Frau hat ihr Charisma, davon ist Paulus fest überzeugt.

Verschiedene Charismen

In den sogenannten Charismen-Tabellen präzisiert Paulus das Bild von dem einen Leib mit den vielen Gliedern. Nicht alle Glieder leisten denselben Dienst, wörtlich: „Wir haben unterschiedliche Gaben, je nach der uns verliehenen Gnade“ (Röm 12, 6). „Es gibt verschiedene Gnadengaben, aber nur den einen Geist. Es gibt verschiedene Dienste, aber nur den einen Herrn. Es gibt verschiedene Kräfte, die wirken, aber nur den einen Gott: Er bewirkt alles in allen. Jedem aber wird die Offenbarung des Geistes geschenkt, damit sie anderen nützt“ (1 Kor 12, 4-7). Im Römerbrief und an zwei Stellen im ersten Korintherbrief zählt er die lange Reihe der Gnadengaben auf, die zur Auferbauung der Gemeinde dienen und notwendig sind¹⁵. Von der Weisheitsrede und dem Lehrenkönnen über die Heilungsgabe und die Fähigkeit des Erbarmens und Tröstens hin zu Führungsfähigkeiten, zu Zungenrede und zur prophetischen Rede.

Beim Stichwort prophetische Rede (griechisch „*propheteuein*“) sollten wir noch einen Moment innehalten. Das Charisma, prophetisch zu reden, ist das einzige, das in allen drei Listen vorkommt. Ist das Zufall? Wohl kaum. Für Paulus

heißt „prophetisch reden“ soviel wie verkündigen, das Evangelium Jesu Christi anderen auslegen und zusprechen. Von daher hat das Charisma, prophetisch zu reden, einen eindeutigen Akzent, denn der Glaube kommt vom Hören, und die Botschaft muß ausgerichtet werden.

Wenn wir mit dieser Erkenntnis und mit diesem Wissen an den unter Frauen zu Recht stark diskutierten Abschnitt des elften Kapitels im ersten Korintherbrief herangehen, dann könnte so etwas wie ein Aha-Moment daraus werden. Paulus verlangt strikt: Die Frau darf nicht ohne Schleier auftreten, wenn sie im Gottesdienst betet oder prophetisch redet (vgl. 1 Kor 11, 5). Seine Argumentation ist allerdings so, daß man bei genauem Hinsehen den Eindruck gewinnt, er sei selbst nicht so ganz überzeugt von seiner Begründung: „Der Mann darf sein Haupt nicht verhüllen, weil er Abbild und Abglanz Gottes ist; die Frau aber ist der Abglanz des Mannes ... Denn der Mann stammt nicht von der Frau, sondern die Frau vom Mann.“

Aber dann wird Paulus offenbar sein eigenes Argument unbehaglich, und er sieht sich genötigt zu ergänzen: „Doch im Herrn gibt es weder die Frau ohne den Mann, noch den Mann ohne die Frau. Denn wie die Frau vom Mann stammt, so kommt der Mann durch die Frau zur Welt; alles aber stammt von Gott“ (1 Kor 11, 11-12). Aber was bleibt dann noch von seinem massiven Argument für den Schleier? Die Flucht in die Anstandsregeln: „Urteilt selber! Gehört es sich, daß eine Frau unverhüllt zu Gott betet? Lehrt euch nicht schon die Natur, daß es für den Mann eine Schande, für die Frau aber eine Ehre ist, lange Haare zu tragen?“ (1 Kor 11, 13-15). An dieser Stelle beendet er seinen unzureichenden Versuch, theologisch zu argumentieren, abrupt mit der Überlegung: „Wenn aber einer meint, er müsse darüber streiten: Wir und auch die Gemeinde Gottes kennen einen solchen Brauch nicht“ (1 Kor 11, 16). Hermann Josef Venetz schreibt bei der Auslegung dieser Stelle:

„Wenn die Argumente nicht überzeugen, behilft man sich mit dem Hinweis auf den ‚Brauch‘: ‚Bis jetzt war es doch auch immer so.‘ Mir ist sonst keine Stelle bekannt, an welcher Paulus seine Beweisführungen so kurzschlüssig abbricht.“¹⁶

So weit, so gut, oder richtiger: so weit, so ärgerlich und unbefriedigend. Aber der eigentliche Kerngedanke in diesem umstrittenen Schleierkapitel ist doch dieser Satz des Paulus: „Wenn eine Frau im Gottesdienst betet oder prophetisch redet.“ Für Paulus ist es also offenbar selbstverständlich, daß auch die Frauen, die das entsprechende Charisma haben, im öffentlichen Gottesdienst beten und prophetisch reden, verkündigen, Evangelium vortragen und auslegen.

Dieses wiederentdeckte oder neu zu entdeckende urchristliche Selbstverständnis und Kirchenverständnis hat der frühere Tübinger Dogmatiker Walter Kasper und nachmalige Bischof von Rottenburg-Stuttgart, seit kurzem Kurienkardinal und Präsident des Päpstlichen Rats zur Förderung der Einheit der Christen, so zusammengefaßt:

„Innerhalb dieser übergreifenden Gemeinsamkeit ... aller hat jeder seine bestimmte Funktion, sein Charisma ... Die Grundstruktur der Kirche ist deshalb nicht als hierarchisch, sondern als charismatisch zu bezeichnen. Die charismatische Grundstruktur schließt ein hierarchisches Element nicht aus, sondern ein; sie übergreift es. Die für die Kirche wesenhaften hierarchischen Elemente können sachgemäß nur innerhalb der umfassenderen charismatischen Grundstruktur begriffen werden.“¹⁷

Geschwisterlichkeit aller Christen

Dieses Kirchenbild und Gemeindeverständnis wiederzuentdecken und neu zu beleben, ist das große Anliegen des bedeutenden Zweiten Vatikanischen Konzils. Es versucht dies nicht zuletzt mit seinen ausführlichen Darlegungen zum gemeinsamen Priestertum: Wie stark von der Intention der Konzilsväter und ihrer Theologen her zunächst die Gemeinsamkeit aller Christen, das Laien und Amtsträger Verbindende gesehen werden soll, läßt sich gut demonstrieren am Thema Kollegialität der Bischöfe. Gerade auch in diesem Zusammenhang wirkte sich das wiederentdeckte Kirchenverständnis des ersten Jahrtausends, das stark von der „communio sanctorum“ der Eucharistiegemeinde her denkt, konkret aus: Das Kollegium der vielen Vorsteher der vielen Ortskirchen ist verstanden als die Institutionalisierung dieser weltübergreifenden Gemeinsamkeit und Communio. Aber schon während des Konzils hat der Konzilstheologe Joseph Ratzinger darauf aufmerksam gemacht, daß das Konzil hier in seiner Selbstbesinnung gewissermaßen auf halbem Weg stehen geblieben sei. Zunächst wertet er die Wiederentdeckung dieser Perspektive grundsätzlich positiv, weil darin die Grundstruktur der noch ungeteilten Kirche der Väterzeit wieder vor den Blick getreten sei.

Aber es bestehe doch die Gefahr, „daß man bei der schon etwas verhärteten Struktur des 5. Jahrhunderts stehenbleibt, anstatt den Weg zu Ende zu gehen und hinter dem schon geschlossenen und juristisch fixierten ‚collegium episcoporum‘ die Brüderlichkeit der ganzen Kirche zu entdecken als den tragenden Grund des Ganzen. ‚Kollegialität‘ kann ihre volle pastorale Fruchtbarkeit erst entfalten, wenn sie rückbezogen erscheint auf die Grundgegebenheit derer, die vom ‚Erstgeborenen des Vaters‘ her einander zu Brüdern geworden sind.“¹⁸

Ratzinger macht eindringlich klar, daß die Kollegialität der Bischöfe nur ein Ausschnitt ist, der nicht isoliert werden darf: ein Ausschnitt aus der Wirklichkeit der „Geschwisterlichkeit aller Christen“, die durch Taufe und Firmung grundgelegt ist und vom Konzil als gemeinsames Priestertum beschrieben wird. Hier würde ich mich sehr gern dem jungen Konzilstheologen Ratzinger anschließen und fragen, wo und wie die grundlegende Verantwortung aller für das kirchliche Ganze heute konkret gehandhabt wird und wirklich gelebt werden kann.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Rede vom gemeinsamen Priestertum aller Getauften in der Kirchenkonstitution „Lumen gentium“. Dadurch, daß im zweiten Kapitel „Über das Volk Gottes“ (vor allem in den Artikeln 9-12)

mit Hilfe des traditionellen Drei-Ämter-Schemas der Zusammenhang zwischen Jesus Christus und allen Getauften dargestellt wird, gewinnt die Rede vom Christsein (auch der Laien) eine ganz eigentümliche Amtlichkeit. Gelegentlich hört man klagen, daß mit der beschriebenen Teilhabe aller an den drei Ämtern Christi, gemeint ist sein Lehren, Heiligen, Leiten, sein „Lehramt, Heiligungsamt und Leitungsamt“, die scheinbare Klarheit einer früheren Terminologie, die eine exakte Unterscheidung zwischen Laien und Klerus ermöglichte, verloren sei. In der Tat: Alle Christen werden Priester genannt. Die Amtsträger beschreiben ihre Aufgabe als Dienst, die christliche Existenz als solche wird als Amt („officium“) bezeichnet. Das ist ein gezieltes Aufbrechen einer früheren Terminologie, die offenbar wichtige theologische Sachverhalte nicht mehr angemessen zum Ausdruck bringen konnte!

Es läßt sich mühelos zeigen, daß diese terminologische Grenzüberschreitung sich nicht einer Nachlässigkeit verdankt, sondern gezielter Ausdruck einer theologischen Überzeugung ist. An zwei Beispielen möchte ich das kurz erläutern: Im Dekret über das Apostolat der Laien „*Apostolicam actuositatem*“ (Art. 2 u. 3) heißt es:

„Die Laien hingegen, die auch am priesterlichen, prophetischen und königlichen Amt Christi teilhaben, verwirklichen in Kirche und Welt ihren eigenen Anteil an der Sendung des ganzen Volkes Gottes ... Pflicht und Recht (*officium et ius*) zum Apostolat haben die Laien kraft ihrer Vereinigung mit Christus, dem Haupt. Denn durch die Taufe dem mystischen Leib Christi eingegliedert und durch die Firmung mit der Kraft des Heiligen Geistes gestärkt, werden sie vom Herrn selbst mit dem Apostolat betraut. Sie werden zu einer königlichen Priesterschaft und zu einem heiligen Volk (vgl. 1 Petr 2, 4-10) geweiht (*consecrantur*), damit sie durch alle ihre Werke geistliche Opfergaben darbringen und überall auf Erden Zeugnis für Christus ablegen.“

Der Jurist Walter Bayerlein, langjähriger Vizepräsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken und engagierter Synodale von Würzburg, hat in einem Vortrag vor dem Katholikenrat des Bistums Fulda auf diesen Text hingewiesen:

„Wir unterschreiben also unsere eigene Tätigkeit nicht sozusagen i. A. (im Auftrag) eines erzbischöflichen Ordinariats oder Generalvikariats, sondern stets i. A. (im Auftrag) Jesu Christi. Das ist ein himmelweiter Unterschied.“¹⁹

Alle Christen sind Priester durch die Konsekration der Taufe, die Anteil gibt an dem „Priestertum“ des Hohenpriesters Jesus Christus. Jesus ist Priester ganz neuer Art, weil er sein ganzes Leben und Sterben zum Gottesdienst gemacht hat. Auf dieser Basis argumentiert das Konzil:

„Da der ewige Hohepriester Jesus Christus auch durch die Laien sein Zeugnis und seinen Dienst fortsetzen will, macht er sie durch seinen Geist lebendig und treibt sie unaufhörlich an zu jedem guten und vollkommenen Werk.

Denen nämlich, die er mit seinem Leben und seiner Sendung innigst verbindet, gibt er auch Anteil an seinem Priesteramt zur Ausübung eines geistlichen Kultes zur Verherrlichung Gottes und zum

Heil der Menschen. Deshalb sind die Laien Christus geweiht und mit dem Heiligen Geist gesalbt und dadurch wunderbar dazu berufen und ausgerüstet, daß immer reichere Früchte des Geistes in ihnen hervorgebracht werden. Es sind nämlich alle ihre Werke, Gebete und apostolischen Unternehmungen, ihr Ehe- und Familienleben, die tägliche Arbeit, die geistige und körperliche Erholung, wenn sie im Geist getan werden, aber auch die Lasten des Lebens, wenn sie geduldig ertragen werden, „geistige Opfer, wohlgefällig vor Gott durch Jesus Christus“ (1 Petr 2, 5)“ (LG 34).

Wir müssen uns nachdrücklich fragen: Haben wir das schon begriffen? Haben wir das schon realisiert?

III. Fußewaschen

Abschließend noch eine dritte Frage: Wie halten wir es mit dem Fußewaschen? Einen starken Eindruck hat bei mir hinterlassen, wie die Bischöfe des Zweiten Vatikanums den geistlichen Grundriß ihres Amtes neu entdeckt haben: „Ich aber bin unter euch wie der, der bedient“ (Lk 22, 27) – dieses Wort Jesu wird in den Konzilstexten mehrfach zitiert. Das Wort, das in den urchristlichen Schriften des Neuen Testaments am ehesten unserem Wort „Amt“ entspräche, ist das griechische Wort „diakonia“: Dienst. Daß es in seiner Gemeinschaft, was die Leitung angeht, anders zugehen muß als in der übrigen Gesellschaft, das macht Jesus unmißverständlich deutlich. Auch die Jünger rangelten um Ehrenplätze. Wer darf in seinem Reich rechts oder links von ihm sitzen?

„Ihr wißt“, sagte Jesus tadelnd, „daß die Herrscher ihre Völker unterdrücken und die Mächtigen ihre Macht über die Menschen mißbrauchen. Bei euch soll es nicht so sein, sondern wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein, und wer bei euch der Erste sein will, soll euer Sklave sein. Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele!“ (Mt 20, 24-28).

Eines der stärksten Bilder des Malerpfarrers Sieger Köder ist für mich die Szene der Fußwaschung mit der verrückten kompositorischen Idee, daß Jesu Antlitz nur über die Spiegelung in der Wasserschüssel zu sehen ist. Im Johannesevangelium ist die Szene der Fußwaschung genau dort plziert, wo die Synoptiker das Abschiedsmahl schildern (Joh 13, 1-17). Das vierte Evangelium hat zwar die gewichtige Brotrede zum Eucharistieverständnis im sechsten Kapitel, aber es hat keinen Abendmahlsbericht. Zusammen mit manchen anderen Exegeten vertritt Rudolf Schnackenburg in seinem Kommentar die Meinung, daß der Einsetzungsbericht nicht verdrängt oder ersetzt werden soll durch diese Sklavenszene, sondern daß die Fußwaschung eine vertiefende Verstehenshilfe sein soll für Jesu Selbstverständnis, für die Art, wie er sein Leben und Sterben versteht, also für das, was wir in der Eucharistiefeier in den Zeichen des gebrochenen Brotes und des ausgeteilten Weines erinnern²⁰. „Ich habe euch ein Beispiel gegeben ... Der Abgesandte ist nicht größer als der, der ihn gesandt hat. Selig seid ihr, wenn ihr

das wißt und danach handelt“ (Joh 13, 15-17): Worte Jesu bei der Fußwaschung im Johannesevangelium. Sklavendienst als Bild für unseren Dienst an den Brüdern und Schwestern, für unsere Nachfolge Jesu in der Sendung durch den Vater. Wie halten wir es mit dem Füßewaschen?

Mich beeindruckt stets von neuem, wie Paulus seinen Dienst erlebt und beschrieben hat. Sein oberster Grundsatz in seinem Verkündigungsdienst ist ganz klar: „Laßt uns also nach dem streben, was zum Frieden und zum Aufbau (der Gemeinde) beiträgt“ (Röm 14, 19). Im Zusammenhang mit dem Umgang mit sogenanntem Götzenopferfleisch argumentiert er: „Denkt dabei nicht an euch selbst, sondern an die anderen. ... eßt nicht davon, mit Rücksicht auf den, der euch aufmerksam macht, und auf das Gewissen“ (1 Kor 10, 24. 28). „Nehmt den an, der im Glauben schwach ist, ohne mit ihm über verschiedene Auffassungen zu streiten“ (Röm 14, 1). „Daher wollen wir uns nicht mehr gegenseitig richten. Achtet vielmehr darauf, dem Bruder (und der Schwester) keinen Anstoß zu geben und ihn nicht zu Fall zu bringen“ (Röm 14, 13).

Aber dieses Bemühen hat einen hohen Preis! Welch ein zwiespältiges Echo löst er damit aus. Er komme in lauterer Gesinnung und ungeheuchelter Liebe, sagt Paulus. Er weiß sich getragen durch Gottes Kraft, aber seine Standhaftigkeit ist härtestem Test unterzogen: „in Bedrängnis, in Not, in Angst, unter Schlägen, in Gefängnissen, in Zeiten der Unruhe, unter der Last der Arbeit, in durchwachten Nächten“, so zählt er auf (2 Kor 6, 4 f.). Und dann spitzt er die Schilderung seiner Existenz zwischen den Fronten zu in den markanten Antithesen, in den Gegensatzpaaren von Adjektiven, von denen das erste jeweils den menschlichen Standpunkt, die äußere Wahrnehmung aussagt, und das zweite festhält, was die Sicht des Glaubens erkennt und was die unsichtbare innere Wirklichkeit ausmacht, den göttlichen Schatz in dem zerbrechlichen Gefäß seiner geschundenen Existenz: „bei Ehrung und Schmähung, bei übler Nachrede und bei Lob. Wir gelten als Betrüger und sind doch wahrhaftig; wir werden verkannt und doch anerkannt“ (2 Kor 6, 8).

Paulus spricht aber nicht nur von der unzureichenden Wahrnehmung durch die anderen. Er formuliert auch die extreme Spannung in seiner eigenen Empfindung: „Wir sind wie Sterbende, und seht: wir leben; wir werden gezüchtigt und doch nicht getötet; uns wird Leid zugefügt, und doch sind wir jederzeit fröhlich“ (2 Kor 6, 9 f.). Von Verzagtheit und Verzweiflung umkreist, von Einsamkeit und Verlassenheit umlauert, von Züchtigung und Mißhandlung physisch und psychisch gequält, von Müdigkeit und Krankheit geschunden – und doch nicht getrennt von Christi Liebe, immer fröhlich in der Hoffnung: „Ich bin überzeugt, daß die Leiden der gegenwärtigen Zeit nichts bedeuten im Vergleich zu der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll“ (Röm 8, 18). Tränen in den Augen und doch Halleluja! Sind wir also arm dran als Zeugen der Liebe Gottes? Ja, sagt Paulus in einer zusammenfassenden Sentenz: „Wir sind arm und machen doch

viele reich; wir haben nichts und haben doch alles“ (2 Kor 6, 10). Denn: Gott ist für uns, was ist dann gegen uns? Gott ist mit uns – Immanuel, was fehlt uns dann? Er hat uns seinen Sohn Jesus gegeben; hat er uns mit ihm nicht alles geschenkt? (vgl. Röm 8, 31 ff.).

ANMERKUNGEN

¹ Im September 2001 hat der Vatikan in einer von drei Kongregationen gemeinsam veröffentlichten Notifikation festgestellt, daß Ausbildungskurse für Diakoninnen nicht gestattet sind. Kardinal Karl Lehmann meinte laut Agenturberichten zu Beginn der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda, mit dem „Nein“ des Vatikans sei noch keine Entscheidung in der Sache getroffen.

² Vgl. dazu D. Reiniger, Diakonat der Frau in der Einen Kirche. Diskussionen, Entscheidungen u. pastoralpraktische Erfahrungen in der christl. Ökumene u. ihr Beitrag zur röm.-kath. Diskussion (Ostfildern 1999); Th. Schneider, Frauenordination u. Ökumene. Erwägungen aus röm.-kath. Sicht, in: Weg u. Weite, hg. v. A. Raffelt (FS K. Lehmann, Freiburg 2001) 711-735.

³ Vgl. Th. Schneider, Thomas von Aquin: Vom Fürstensohn zum Bettelmönch, vom „Häretiker“ zum Kirchenlehrer, in: ders., Auf seiner Spur. Ein Werkstattbuch (Düsseldorf 1990) 206-210.

⁴ O. H. Pesch, Thomas von Aquin. Gränze u. Größe mittelalterl. Theologie. Eine Einführung, Mainz 1988, 208 f.

⁵ I. W. Frank, Femina est mas occasionatus. Deutung u. Folgerungen bei Thomas von Aquin, in: Der Hexenhammer. Entstehung u. Umfeld des Malleus maleficarum von 1487, hg. v. P. Segl (Köln 1988) 71-102, 75.

⁶ Ebd. 101 f.

⁷ Beschluß „Unsere Hoffnung. Ein Bekenntnis zum Glauben in dieser Zeit“ der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, in: Offizielle Gesamtausgabe, Bd. I (Freiburg 1976) 84-111, 102.

⁸ Vgl. K. Barth, Die Kirchliche Dogmatik, Bd. III/1 (Zollikon ³1957) 220.

⁹ C. Westermann, Genesis. Bd. I/1 (Neukirchen-Vluyn ³1983) 203-222.

¹⁰ Vgl. Die Apokryphen u. Pseudepigraphen des Alten Testaments. Bd. 2, hg. v. E. Kautzsch (Tübingen 1900) 458-506.

¹¹ Ebd. 462.

¹² Ebd. 512-528, 514.

¹³ H. Schüngel-Straumann, Mann u. Frau in den Schöpfungstexten von Gen 1-3 unter Berücksichtigung der innerbibl. Wirkungsgeschichte, in: Mann u. Frau – Grundproblem theol. Anthropologie, hg. v. Th. Schneider (Freiburg 1989) 142-166, 148.

¹⁴ K. H. Schelkle, Ihr alle seid Geistliche (Einsiedeln 1964).

¹⁵ Vgl. Röm 12, 6-8; 1 Kor 12, 8-10; 1 Kor 12, 28-30.

¹⁶ H. J. Venetz, So fing es mit der Kirche an. Ein Blick in das Neue Testament (Einsiedeln ⁴1990) 163.

¹⁷ W. Kasper, Kollegiale Strukturen in der Kirche, in: ders., Glaube u. Geschichte (Mainz 1970) 360 f.

¹⁸ J. Ratzinger, Das neue Volk Gottes (Düsseldorf 1969) 210.

¹⁹ W. Bayerlein, Leichtmatrosen auf dem Panzerkreuzer Pontifex? Die Nichtkleriker dürfen sich nicht auf die sogenannte Weltverantwortung beschränken lassen, in: Publik-Forum 15 (1986) Nr. 22, 29.

²⁰ R. Schnackenburg, Das Johannesevangelium, III. Teil (Freiburg 1975) 38-53.